

Das grosse Jahr : zum 200. Jahrestag der Schlacht zu Rossbach am 5. November 1757

Autor(en): **Wolfensberger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **123 (1957)**

Heft 12

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-27218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das große Jahr

Zum 200. Jahrestag der Schlacht zu Roßbach am 5. November 1757

Von Hptm. i. Gst. Wolfensberger

«Das Jahr 1757, das wir noch in völliger bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde dessenungeachtet in großer Gemütsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großtaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer.»
(Goethe)

Weitherum in Europa wurde das Jahr 1757 das «Große Jahr» genannt. Es war das Jahr – das zweite des Siebenjährigen Krieges –, das mit einer Schlacht von eineinhalb Stunden Dauer dem Preußenkönig Friedrich II. den Zunamen «der Große» brachte. – Vier Ursachen hat das Werden dieses großen Jahres: Friedrich – die Weltpolitik – der Siebenjährige Krieg – und die Schlacht bei Roßbach.

I. Friedrich

Friedrich war schon zu seinen Lebzeiten eine Legendengestalt. Reiners faßt die Friedrichslegende so zusammen: Erst ein weibischer Jüngling – Versemacher, Flötenspieler, Schürzenjäger, vom Vater öffentlich geprügelt, fast desertiert, fast zum Tode verurteilt –, hatte er ein Reich von zwei Millionen Einwohnern geerbt, das in Fetzen über Deutschland verstreut war. Und als er 46 Jahre später starb, hinterließ er seinem Nachfolger eine europäische Großmacht. – Gegen hundert Millionen Menschen stand er während seines Lebens im Kampfe. Oft glaubte niemand mehr an eine Rettung außer ihm selber. Fünfmal wurde ihm als Krieger das Pferd unterm Leibe erschossen – er selbst etliche Male von feindlichen Kugeln getroffen.

Zum großen Erstaunen der Welt hat der Preußenkönig am Tage seiner Thronbesteigung gesagt: «Autorität halte in diesem Lande nur ich.» Und dabei kannte ihn diese Welt bis dahin nur als Dichter, Philosoph und Musiker. Die Zwiespältigkeit seines Eindrucks auf die Welt zeigt sich während seiner ganzen Regierungszeit: In den Gasthäusern Englands sah man zwanzigmal so viel Bilder des preußischen wie des englischen Königs. In Bayern hingen in den Bauernhütten neben dem Bildnis des heiligen Korbinian die Friedrich-Bilder mit dem dreieckigen Hut. In Venedig prügelten sich die Mönche im Kloster San Giovanni e Paolo mit Messern und Tellern über die

Frage, ob man der frommen Kaiserin Maria Theresia oder dem Ketzerkönig den Sieg wünschen solle. Als Friedrich in Mähren einrückte, verstärkte man in Neapel die Stadtwachen! William Pitt sagte von Friedrich, an diesem König sehe man, welche Höhe die menschliche Natur zu erklimmen vermöge. Goethe nannte ihn den Polarstern, um den alles zu kreisen scheine. Ein kleines schwäbisches Bäuerlein rief beim Tode Friedrichs aus: «Aber wer soll dann jetzt die Welt regieren?» Selbst Thomas Mann bekennt seine unendliche Sympathie zu Friedrich und fügt hinzu: «Und nie werde ich mich ihrer schämen.» Und dann: Ernst Moritz Arndt sagt: Friedrichs Größe hat Deutschland klein gemacht. Denn durch seine Eroberungssucht und seine Fehden hat er im entscheidenden Augenblick das Reich gespalten, so daß erst achtzig Jahre später Deutschland geeint an die Seite der Großmächte treten konnte – und somit für immer zu spät. Friedrich bekämpfte alle europäischen Bündnisse – aus Neid und Habsucht, wie seine Gegner sagen. Er war unter mehreren Malen vertragsbrüchig – und versuchte dies nie zu beschönigen, sondern handelte immer gleich mit eiserner Faust.

Kaum war Friedrich auf dem Thron, als er schon auf schwachen Füßen stehende historische Ansprüche auf Schlesien stellte. Lange Verhandlungen waren nicht Friedrichs Sache – er marschierte 1740, noch im Jahre seiner Thronbesteigung, ein. In den zwei schlesischen Kriegen (1740/42 und 1744/45) erobert er Schlesien und verleiht es dem preußischen Königreiche ein. Es folgt eine Periode, die mehr oder weniger als friedlich bezeichnet werden kann. Hüben und drüben werden politische Ränke geschmiedet; bis 1748 geht auch immer noch der österreichische Erbfolgekrieg. Die Situation spitzt sich immer mehr zu, so daß elf Jahre nach Beendigung des Zweiten Schlesischen Krieges sozusagen zwangsweise der Siebenjährige Krieg ausbricht, der für Preußen siegreich mit dem Frieden von Hubertusburg 1763 abschließt. Es folgt eine friedliche Zeit, die Zeit der Höhe Preußens, die nur unbedeutend durch den bayerischen Erbfolgekrieg 1778/79 getrübt wird. Mit einer beinahe übermenschlichen Energie und nie erlahmender Arbeitskraft und Härte regiert Friedrich sein Volk und hält Preußen auf einer politischen Höhe, die es wohl nie mehr haben wird. Er stirbt am 16. August 1786 vierundsiebzigjährig. Er hinterläßt Totenstille und Flauheit, und Aufatmen und Trauer gleichermaßen.

2. Die Weltpolitik

Wie war nun die politische Situation, die zum Siebenjährigen Kriege führte? Im Aachener Frieden wurde Friedrich Schlesien nochmals garantiert, und Maria Theresia war offiziell gewillt, dies zu anerkennen. Friedrich, der nicht viel von Verträgen hielt, glaubte dies nicht.

Beginnen wir mit den Ländern im Osten. Die Zarin Elisabeth Petrowna von Rußland war seinerzeit eine glühende Verehrerin Preußens und Friedrichs. Durch die Verachtung Friedrichs für sie wandte sich aber bald die Stimmung in Rußland, und Elisabeth bot Österreich rachsüchtig Hand, um gemeinsam mit Frankreich Preußen zu überfallen. Frankreich aber wollte nicht marschieren, und so entstand vorläufig ein Verteidigungsbündnis zwischen Rußland und Österreich. Der Osten war somit eindeutig anti-preußisch eingestellt. Und nun der Westen: Zwischen Georg II. von England – dieser war ein Onkel Friedrichs II., der Bruder seiner Mutter – und Friedrich bestand seit langem eine intime Feindschaft (Hannovers wegen), und Friedrich unterließ nichts, seinen Oheim dauernd zu necken. Die letzte Neckerei war die, daß Friedrich einen geächteten schottischen Rebellen, George Keith, den Bruder des Feldmarschalls Jakob Keith, von dem später noch zu hören sein wird, als preußischen Gesandten nach Paris sandte. Die Reaktion des königlich-englischen Oheims war bald da: er schickte den preußischen Gesandten in England heim mit der Bemerkung, Friedrich sei «der gefährlichste und böseste Fürst Europas». – Blieb Frankreich. Mit Frankreich hatte Friedrich ein zehnjähriges Bündnis, auf das er baute, trotzdem er sich des Hasses der französischen Minister bewußt war. Er baute vor allem auf die französisch-österreichische Erbfeindschaft. «So stand König Friedrich unter seinen Nachbarn, furchtlos und verstockt und umgeben von einem grenzenlosen Mißtrauen.» (Reiners)

Das sind die politischen Grundlagen. Hierauf begann nun das politische Ränkespiel: Frankreich, das in Nordamerika Kanada und Louisiana besaß, schickte sich plötzlich an, das verbindende Ohio-Tal zu besetzen. England reagierte blitzartig und kaperte die ganze französische Atlantikflotte. Somit war der französisch-englische Konflikt da. Friedrich, dem dies nur recht sein konnte, mischte sich sogleich ein und empfahl den Franzosen, Hannover zu besetzen, dessen Kurfürst der englische König war. Frankreich wollte nicht – und England war auf der Hut: Es schlug *Rußland* vor, es solle gegen englische Hilfsgelder im Falle eines französisch-englischen Festlandkrieges Hannover mit 80 000 Mann verteidigen. Das kam Rußland gelegen; hatte es doch so Gelegenheit, durch Preußen zu marschieren. Das war aber nicht, was England bezweckte. Rußland als Bundesgenosse war gut, Rußland als Druckmittel noch besser. Man ließ in London den preußischen Gesandten kommen – einen solchen gab es seit einiger Zeit wieder – und fragte ihn, ob nicht Preußen angesichts des englisch-russischen Vertrages die Neutralität Hannovers selbst garantieren wolle. So brauche man keine Russen. Nach langem Hin und Her unterschreibt Friedrich am 16. Januar 1756 den verhängnisvollen Vertrag von Westminster. Die Folge war klar:

Rußland löst sich von England, und Frankreich – in Fehde mit England – löst sich von Preußen. Zu allem Überfluß schließt Frankreich ein Bündnis mit Österreich. Friedrich steht allein gegen Europa. England ist der lachende Dritte. Für Friedrich gab es nun nur noch eine Lösung: den Präventivkrieg, anzugreifen bevor er angegriffen wird. «Friedrich besaß ein viel kürzeres Schwert, aber er brachte es dreimal so schnell aus der Scheide», sagt Carlyle. Und diese Schnelligkeit war seine letzte Hoffnung. Friedrich stand mit vier Millionen im Krieg gegen achtzig Millionen: Frankreich, Österreich, Rußland. So begann denn der Krieg, der in der Geschichte als

III. Der Siebenjährige Krieg

berühmt werden sollte. Er begann mit dem Einmarsch Friedrichs in Sachsen, das zwischen Brandenburg und Österreich, westlich von Schlesien, liegt. Im selben Jahr, 1756, gewinnt er, trotz österreichischen Entsatzversuchen, die sogenannte Nebelschlacht von Lowositz, wo sich die Sachsen auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Friedrich verbrachte den folgenden Winter in Dresden, und es begann nun eben das große Jahr. Wiederum holte Friedrich zum Schlage aus: Er marschiert plötzlich in Böhmen ein. Als der österreichische Oberbefehlshaber, Prinz Karl von Lothringen, ein Bruder des deutschen Kaisers Franz I., des Gemahls Maria Theresias, im Mai auf den Kriegsschauplatz kam, brauchte er nur noch bis Prag zu gehen. Bis dahin waren die österreichischen Truppen schon zurückgeworfen. Friedrich erkaufte sich einen teuren Sieg bei Prag und verlor kurz darauf die Schlacht bei Kolin. Das Kriegsglück schien sich zu wenden. Während er selbst mit der Armee nach Sachsen zurückkehrte, überließ er es seinem Bruder und Thronfolger, August Wilhelm, die Lausitz und Schlesien abzudecken. Das Unglück wollte es nun, daß diesem mehrere tausend Mann desertierten, daß er den gesamten Fuhrpark verlor und daß er sich von den Österreichern Zittau, die Grenzstadt, wo die preußischen Lager waren, beschießen und besetzen ließ. – Mittlerweile war aber auch Frankreichs Heer auf den Beinen: eine Nordarmee unter Marschall Richelieu und eine Südarmee unter dem Prinzen Soubise. Friedrich verlangte umsonst englische Truppen für Hannover. Ohne diese schlugen nun hannoversche Regimenter die französische Nordarmee bei Hastenbeck anfänglich erfolgreich, wurden dann aber durch einen fatalen Zufall dennoch geschlagen, Hannover wurde neutral erklärt und Friedrichs Westflanke lag schutzlos offen. Dazu kam, daß Friedrichs Schwager, der Herzog von Bevern, dem er die Hauptarmee anvertraut hatte, den größten Teil Schlesiens räumen mußte. Zudem zog der österreichische General und Kroatenführer Andreas von Hadik von Sachsen aus mit 3000 Mann nach dem schwach besetzten Berlin, erpreßte dort 180000

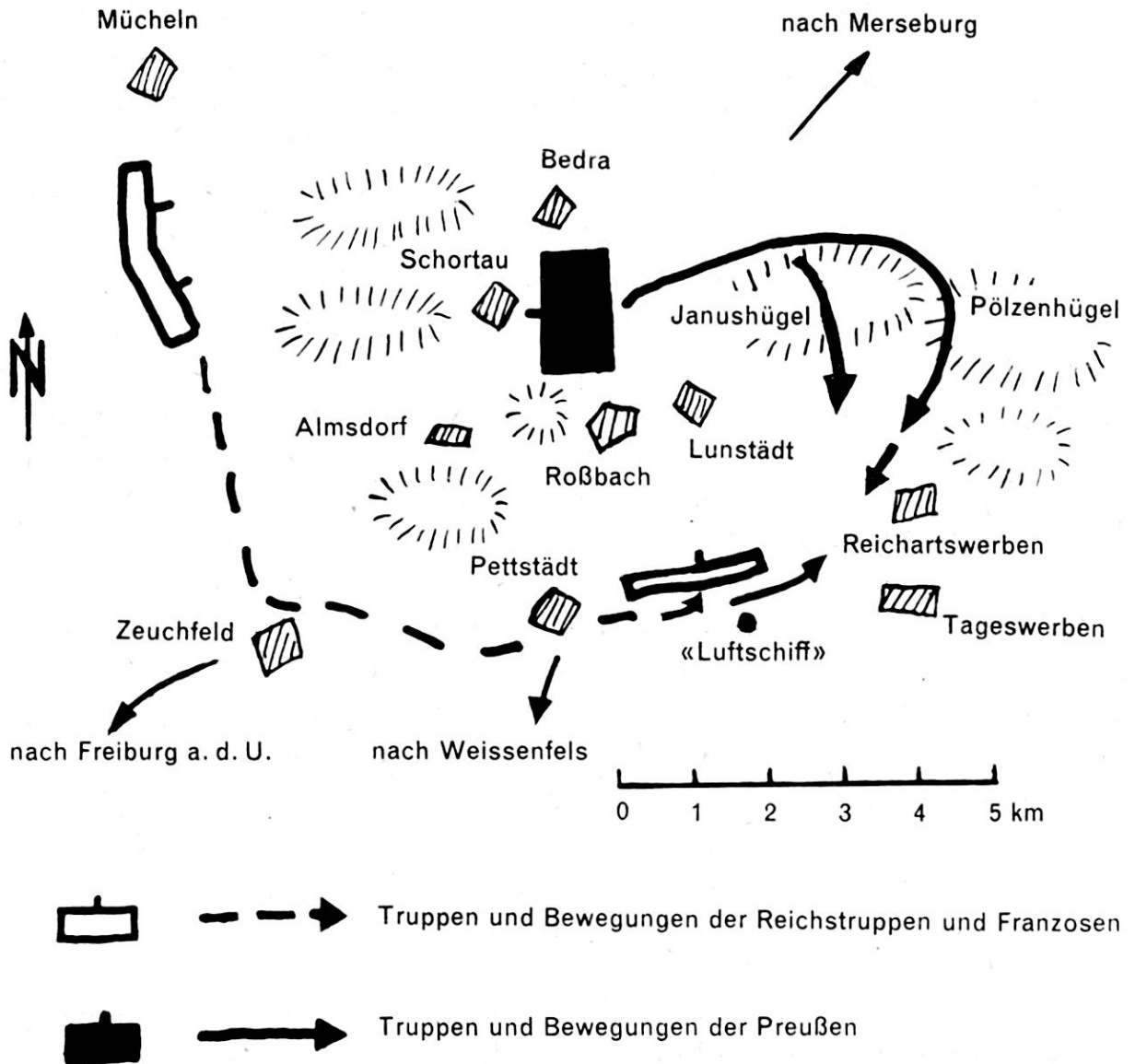
Taler und zog wieder ab. Und obendrein schlugen die Russen den preußischen Feldmarschall Lehwald in Ostpreußen, besetzten Ostpreußen und erließen zugleich Manifeste, in denen sie die Ostpreußen aufforderten, nach Rußland auszuwandern. Und schließlich verhängt nun noch der Reichstag zu Regensburg die Reichsacht über Friedrich. Nun schien alles verloren. Der französischen Südararmee hatte er ganze 20 000 Mann gegenüberzustellen. Ein Jahr nach Kriegsbeginn lag der größte Teil des Landes dem Zugriff des Feindes offen. Friedrich schien verzweifelt, hegte Selbstmordpläne, deren Ernsthaftigkeit allerdings hier nicht untersucht werden soll. Es mußte etwas geschehen. Ein Sieg tat bitter Not, und zwar über die französische Südararmee, die an der Westgrenze Sachsens, in der Gegend westlich Roßbach lag. So erhielt das kleine Roßbach, 40 Kilometer westlich Leipzig und 30 Kilometer südlich Halle a. S. gelegen, seine Berühmtheit. Was geschah?

IV. Die Schlacht bei Roßbach

Die Heere: Beim Gegner – von Preußen aus gesehen – war die Lage nicht sehr glücklich. Ein eigentlicher Oberbefehl existierte nicht, indem weder der französische Prinz von Soubise noch der Reichsgeneralfeldmarschall Prinz Hildburghausen diesen beim andern anerkennen wollte. Es waren somit zwei Führer an der Spitze. Ferner berichtet Reiners, das feindliche Heer hätte seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt. Nach Stuhr waren oder glaubten sich die Reichstruppen überall durch die Franzosen beeinträchtigt, die ihnen nicht nur alles, was an Lebensmitteln für Menschen und Tiere in den durchzogenen Landschaften vorhanden war, vorwegnahmen, sondern auch Zufuhren, die ausdrücklich für sie bestimmt waren, durch List und Gewalt an sich zu bringen wußten. Kurz: es bestand Zwietracht zwischen den Reichstruppen (ungefähr 10 000 Mann) und den Franzosen (zwischen 30 000 und 50 000 Mann je nach Quelle).

Friedrich hatte mit Sehnsucht auf die Entscheidung durch eine Schlacht gewartet, weil seine Gegenwart in Schlesien mit jedem Tage nötiger wurde, und er fürchtete bereits, daß er ohne Schlacht werde abziehen müssen, um dem Herzog von Bevern zu Hilfe zu eilen. Die Stellung des Feindes war für seine Kräfte (Friedrich verfügte über etwa 20 000 Mann) unangreifbar, sein eigenes Lager allerdings gegen drei Seiten hin, gegen Norden, Westen und Süden durch die Bodenverhältnisse beinahe vollkommen gesichert. Friedrich war über das Malaise beim Feinde orientiert – es kam dazu noch, daß die protestantischen Teile im feindlichen Heere allgemein fritzisch gesinnt waren – und so rechnete er mit einem Angriff eigentlich nicht, da dieser virtuos von einem geeinten Heer unter kundiger Führung als Umfassungsschlacht hätte geführt werden müssen. Und dennoch geschah das Unerwar-

tete. Die feindlichen Feldherren, überrascht von der Kleinheit des preußischen Heeres – Friedrich hatte so gelagert, daß sein ganzes Heer bis auf den letzten Mann hätte vom Feinde gezählt werden können – und vielleicht beschämt, daß sie einer solchen Minderheit bisher überall das Feld geräumt hatten, faßten den Entschluß, aus der Verteidigung in den Angriff über-



zugehen, den linken Flügel der Preußen zu umgehen und sich dann auf der Straße von Weissenfels nach Merseburg zwischen das Lager des Königs und die Saale zu schieben. Der General Graf Saint-Germain sollte während des Vormarsches die alte Stellung behaupten, um Friedrich das Manöver zu verbergen, bis das Gros in seinem Rücken zum Zuschlagen bereit war. Der Plan, mit einem überlegenen Heer ein nicht halb so starkes umzingeln zu wollen, ist durchaus einleuchtend – solange man nicht einem Friedrich gegenüberstand. Schon in der Nacht vom 4. auf den 5. November wurde

dem König in Bedra gemeldet, daß das feindliche Heer sich zum Aufbruch rüste, und am Morgen brachte man ihm die Nachricht, daß es nach Weißenfels hin abziehe. Der König befahl der Reiterei, über diesen Abzug Erkundigungen einzuziehen. Um 9 Uhr vormittags begann das erste Scharmützel, indem der schon erwähnte General Saint-Germain von den Höhen vor Schortau einen kleinen erfolglosen Angriff auf Schortau führte, hinter welchem Dorf sich das preußische Zentrum befand. Dadurch schien die Meinung des Königs bestätigt, wonach der Feind über die Unstrut nach Westen hin abziehen wolle; denn der Angriff Saint-Germains, der bisher den linken Flügel gebildet hatte, schien nur diesen Abzug decken zu wollen. An eine Angriffsbewegung glaubte Friedrich immer noch nicht. Denn hätte man ihn einfach über die Saale zurückdrängen wollen, so hätte es nur einer feindlichen Bewegung über Mücheln in Richtung Merseburg bedurft. Der König befahl daher, daß sich 10 Bataillone seines rechten Flügels und seine sämtlichen Dragoner und Husaren marschbereit machen sollten, um gelegentlich diese vermeintliche Nachhut des Feindes angreifen zu können. Zugleich erteilte er seinem Flügeladjutanten, Hauptmann von Gaudi, den Befehl, auf das Dach des Amtshauses von Roßbach zu steigen, um von dort die weiteren Bewegungen des Feindes beobachten zu können. Der König selbst setzte sich mit seinen Offizieren um die Mittagsstunde unbesorgt zur Tafel. Gaudi sah nun, wie die feindlichen Kolonnen ihre südliche Richtung nur bis zum Dorfe Zeuchfeld verfolgten, von hier aus aber, nachdem man sich von der Ruhe und Ahnungslosigkeit im preußischen Lager überzeugt hatte, den Weg nach Freiburg verlassend, über Pettstädt und das Wirtshaus zum Luftschiff in östlicher Richtung, also der Saale zu, weiter marschierten. Ein kleines Korps blieb auf der Höhe hinter Almsdorf stehen. Dieser Umstand gestattete über die Absichten des Feindes keinen Zweifel mehr. Friedrich ließ satteln und überzeugte sich mit seinen Generälen persönlich von der gemeldeten Entwicklung. Er erkannte die Umgehung und vermutete den Angriff. Es war nun 2 Uhr mittags, und nun folgten sich die Ereignisse in Windeseile. Die Zeit des Handelns war für Friedrich gekommen. Der Plan war schnell gefaßt. Friedrich gab Befehl, die Zelte abzurechen. Dies geschah um halb drei mit einer solchen Schnelligkeit, daß französische Augenzeugen hernach von einem «*Changement de décoration d'opéra*» erzählten. Der junge, erst 37 Jahre alte Generalleutnant von Seydlitz hatte den Oberbefehl über die gesamte Reiterei erhalten. Er erhielt den Befehl, in zwei Kolonnen links, also östlich abzumarschieren und «*de se glisser par les bas-fonds*», wie es in den *Oeuvres de Frédéric* heißt. Ihm folgte unverzüglich das Fußvolk in der selben Richtung. Ein starkes Bataillon blieb bei Schortau stehen, um General Saint-Germain zu beobachten. Der Feind nahm die Vor-

gänge im preußischen Heer und den Abmarsch gegen die Saale hin genau wahr, war aber zu seinem Unglück davon überzeugt, daß der König der ihm drohenden Gefahr durch einen Abmarsch nach Merseburg hin entgehen wollte. Somit beeilten die feindlichen Truppen ihren Marsch auf Lunistädt und Reichartswerben, um dem König zuvorzukommen. Durch das Eiltempo der Reiterei wurde diese von ihrem Fußvolk um einige Kilometer getrennt. Bei Reichartswerben angelangt schwenkte sie nach links, also nördlich ein, in der Meinung, die Preußen bereits umgangen zu haben. Wiederum unglücklicherweise für diese feindliche Reiterei befindet sich aber nördlich von Lunistädt und Reichartswerben ein Hügelzug, der, wiewohl nur wenig hoch, hinreichte, um den Marsch der Preußen gänzlich zu verdecken. Gleichzeitig hatte Seydlitz 5 Schwadronen Husaren abgesandt, diesen Höhenzug zu besetzen, um dem Feind jede Möglichkeit der Wahrnehmung, was auf der anderen Seite geschah, zu nehmen. Zugleich befahl der König, den höchsten Punkt dieses Höhenzuges, den sogenannten Janushügel, mit 18 schweren Geschützen zu bestücken, um damit die feindliche Reiterei zu beschießen, sobald Seydlitz zum Angriff bereit sei. – Der Feind stellte gegen diese Batterie, kaum hatte sie zu wirken begonnen, eine Konterbatterie von 8 Geschützen auf, die aber wegen ungünstiger Bodenverhältnisse mit ihrem Feuer eine nur geringe Wirkung erzielte. Um halb vier Uhr hatte die preußische Reiterei den Pölzenhügel erreicht, womit der Höhenzug im Osten endigt, und Seydlitz sah, daß er den Feinden bereits die Flanke abgewonnen hatte. Er hielt befehlsgemäß an, ließ rechts einschwenken und formierte seine 38 Schwadronen zur Schlachtordnung, noch bevor der Feind eine Ahnung von seiner Nähe hatte. Sein erstes Treffen bestand aus 15, das zweite aus 18 Schwadronen. Die 5 erwähnten Schwadronen, die bis anhin die Höhe besetzt hielten, sammelten sich auf seinem linken Flügel. Nachdem dies alles blitzartig ausgeführt worden war, gab er das Zeichen zum Angriff. Nun begann die eigentliche Schlacht: Die feindliche Macht ihm gegenüber bestand aus 52 Schwadronen, 22 französischen, 3 österreichischen und 3 Regimentern des Reichsheeres unter dem Befehl des Herzogs von Broglio. Als dieser, durch das plötzliche Hereinbrechen der Preußen überrascht, sich dazu noch rechts überflügelt sah, bemühte er sich eiligst, die Flanke wiederzugewinnen und seine ordnungslosen Schwadronen in Schlachtordnung zu bringen. Der heranstürmende Seydlitz hingegen ließ ihm hierzu nur wenig Zeit. Die Preußen schlugen los, bevor der Feind sich nur entwickeln konnte. Ein französischer Bericht an den Kriegsminister Paulmy sagt nach Stuhr: «A peine étions-nous formés que toute la cavalerie prussienne arriva sur nous en muraille et d'une vitesse incroyable.» Nur zwei österreichischen Kürassierregimentern, denen von Brettlach und Trautt-

mannsdorff und den beiden französischen Regimentern la Reine und Fitz James war es einigermaßen gelungen, sich zu formieren, wenn auch nur unvollkommen. Somit war allgemein der Widerstand nur schwach. Auch der Fürst von Soubise, der, die Gefahr erkennend, selbst herbeigesprengt kam, konnte trotz der Heldenhaftigkeit seiner Reiter nichts mehr an der Lage ändern. Der Sieg war bereits unzweifelhaft. Es war allerdings der Sieg Seydlitz', der ihn in solcher Kürze nur durch sein künstliches Flankenmanöver erreichen konnte. Die ganze Reiterschlacht dauerte kaum eine halbe Stunde, als sich die ganze Masse von 52 feindlichen Schwadronen auf der Flucht nach Freiburg (an der Unstrut) befand, und nicht wieder zurückkehrte. Das Schlammassel muß ungeheuer gewesen sein. In der ganzen Gegend, besonders um die Dörfer herum, befinden sich Hohlwege, die sich für den Feind verhängnisvoll auswirkten: Die Reiter in ihrer wilden Flucht stürzten und versperrten den Nachkommenden den Weg, was freilich den Anlaß zu unzähligen Gefangenen bot. Seydlitz stellte die Verfolgung sogleich ein, zog links ab in Richtung Tagewerben, von wo aus er eine Stellung halb im Rücken des rechten feindlichen Flügels bezog.

Friedrich nun bemerkte den Angriff der Reiterei nicht sofort, da er sich hinter dem Hügelzuge befand, ließ aber auch ohnedies das Fußvolk, das er persönlich kommandierte, sogleich rechts einschwenken, um es zum unmittelbaren Angriff zu ordnen. Sein erstes Treffen bestand aus 19, das zweite aus 6 Bataillonen. Ein Bataillon Grenadiere marschierte auf seiner linken Flanke. Die ganze Linie ging so vorwärts, daß sie sich zur Überflügelung der rechten feindlichen Flanke fortdauernd links zog und der eigene rechte Flügel etwas zurückblieb. Als nun die Preußen so zwischen Reichartswerben und Lunstädt so weit vorgerückt waren, daß der rechte Flügel Lunstädt zum Stützpunkt hatte einrichten können, ließ Friedrich rechts schwenken, wodurch die Spitze des rechten feindlichen Flügels andauernd mit großer Übermacht bekämpft werden konnte. Bei dieser Aktion zeigt sich so recht Friedrich als der virtuose Feldherr. Friedrich ließ das Heer nie auf einer geraden Linie marschieren, sondern gestaffelt in der Weise, daß jedes Bataillon ungefähr 50 Schritt hinter dem andern zurückgestaffelt marschierte. Dadurch mußte bei einer Schwenkung wie die beschriebene nicht die ganze Linie schwenken, was ein zeitraubendes Manöver gewesen wäre, sondern jedes Bataillon konnte die befohlene Schwenkung für sich ausführen, und die gestaffelte Linie war wieder vorhanden – nur daß jetzt das vorher hinterste Bataillon das vorderste wurde. Diese Art der Taktik war damals völlig neu und kam dem Feind deshalb völlig überraschend. Der Feind konnte nichts anderes tun, als seine Heerhaufen zum weiteren Vormarsche antreiben, um die verlorene Flanke wieder zu gewinnen. Dies gelang ihm aber nicht. Ehe

noch die Schlacht eigentlich begonnen hatte, war die Lage des Feindes ver-zweifelt. Friedrich hatte die Batterie von 18 Geschützen, die vorher die feindliche Reiterei beschossen hatte, vom Janushügel her mit dem Fußvolke vorgehen lassen. Diese unterstützte jetzt die Aktionen wirksam, indem sie in die feindlichen Treffen feuerte. Es kam noch dazu, daß, indem sich die feindlichen Führer bemühten, die Spitzen der Kolonnen zur Schlachtordnung zu formieren, die nachkommenden Bataillone immer noch in der früher befohlenen Eile vormarschierten, und dadurch nicht nur den erforderlichen Raum zur Formierung der Schlachtordnung zusehends verengten, sondern schließlich einen richtigen Menschenknäuel entstehen ließen. Es nützte nichts, daß sie zur Verlängerung des rechten Flügels einige Bataillone des dritten Treffens in das erste verschoben. Friedrich ließ nur das erwähnte Grenadierbataillon Lubath, das auf seiner linken Flanke marschiert war, ins erste Treffen einschwenken und ein Grenadierbataillon vom linken Flügel des zweiten Treffens ins erste einrücken. Zudem ließ er seine Bataillone im weiteren Vorrücken immer mehr rechts schwenken, so daß die feindliche Linie nicht nur überflügelt blieb, sondern völlig in die Flanke genommen wurde. So wurde die Lage eines doppelt überlegenen Feindes rein durch taktische Bewegungen zusehends bedrängter. Das heftige Feuer der preußischen Geschütze wirkte verheerend in den sich mehr und mehr drängenden feindlichen Reihen. Es fehlte ihnen an Zeit und Raum zur Entwicklung zur Schlachtordnung. Die Überflügelung war nicht mehr abzuwenden. Vielmehr wurden sie von den Preußen gänzlich flankiert. Die Reiterei war ja schon aus dem Felde geschlagen, und die gesamte preußische Reiterei harrete in ihrem Rücken nur auf den Moment ihrer Auflösung, um den Feind ganz zu vernichten. Da die Versuche der feindlichen Führer, ihre Truppen in Linie zu formieren, nur teilweise gelangen, im Ganzen sogar vergeblich blieben, so ließen sie die Spitzen der Kolonnen mit 50 Mann in der Front gegen das Fußvolk Friedrichs vorrücken. Allein der König hatte gegen sie auf seinem linken Flügel Geschütze auffahren lassen, die ihre Kartätschladungen ihnen entgegenspien und ihnen bei der außerordentlichen Tiefe ihrer Glieder die größten Verluste zufügten.

Es war bald nach 4 Uhr nachmittags, als das Fußvolk von beiden Seiten soweit gegeneinander vorgerückt war, daß das Gewehrfeuer beginnen konnte. Prinz Heinrich, ein Bruder des Königs, und Friedrich selbst führten die Preußen, die mit größter Siegeszuversicht den Kampf begannen und auf 40 Schritt Abstand mit solcher Kaltblütigkeit ihr Feuer auf die anrückenden Franzosen eröffneten, daß diese ganz aus der Fassung kamen. Der Mut des Feindes war von Anfang an gebrochen, da der Augenschein jeden Kundigen lehrte, daß die Schlacht bereits entschieden war, und daß von einem Siege

nicht die Rede mehr sein konnte. Der gefangene Marquis von Custine erzählte später, daß, als der Herzog von Hildburghausen die Spitzen der preußischen Kolonnen auf die Front seiner Infanterie marschieren sah, er dem Fürsten von Soubise zugeflüstert habe, die Schlacht sei ohne Rettung für sie verloren. Deshalb dauerte das Gewehrfeuer oder der eigentliche Schlachtenkampf auch nur etwa 25 Minuten, als zunächst die vorderen Kolonnen und bald alle dahinterstehenden Bataillone kehrt machten und in wilder Flucht sich auflösend das Weite suchten.

Jetzt kam nochmals Seydlitz zum Zuge, der auf diesen Moment gewartet hatte. Dieser stürzte sich jetzt mit der gesamten Reiterei auf die fliehenden Feinde und machte alles, was er erreichen konnte, widerstandslos zu Gefangenen. Einige französische Brigaden versuchten es noch einmal, eine Stellung gegen die stürmischen Angriffe der preußischen Reiterei zu beziehen, mußten jedoch bald vor den Regimentern des Garde du Corps und der Gens d'armes das Feld räumen. Natürlich lösten sich hierbei auch die Linien der preußischen Reiterei, und es geschah, daß französische Reiterei, die vom linken Flügel herbeigezogen war, auf einige Schwadronen Gens d'armes einen Angriff machen wollte, auf den Ruf der Führer aber davon abließen, die sie für Reichstruppen hielten. Die Gens d'armes hielten ruhig bis die Gegner vorübergeritten waren und sich weiter vorwärts im Gefecht befanden; dann warfen sie sich ihnen in den Rücken und sprengten sie auseinander.

Das erste Treffen des preußischen Fußvolkes, das Friedrich noch durch das Bataillon des nachmaligen Generals von Hülsen aus dem zweiten Treffen verstärkt hatte, verfolgte die Fliehenden in Schlachtordnung. Das zweite und dritte Treffen des Feindes, welch letzteres hauptsächlich aus Reichstruppen bestand, war gar nicht zum Gefecht gekommen, wurde aber mit in die Flucht gerissen. Auch der linke Flügel war gänzlich unversehrt geblieben, folgte aber ebenfalls dem Rückzuge gegen die Unstrut hin nach Westen. Die Reiterei dieses Flügels, die sich an die Spitze des Fußvolkes stellte, um sie zu decken, wurde durch die nachrückenden preußischen Batterien zur Flucht genötigt und verließ ihr Fußvolk.

Der General von Saint Germain hatte seine Stellung auf den Höhen vor Schortau während der kurzen Schlacht müßig behauptet und keine Gelegenheit zu haben geglaubt, handelnd in das Schicksal des Tages einzugreifen. Er zog sich, wie verlautet, erst am andern Morgen samt dem kleinen Korps, welches bei Almsbach stehen geblieben war, auf den Herzog von Richelieu zurück und soll noch zur Deckung des Rückzuges beigetragen haben. Die ganze Schlacht war um 1645 völlig zu Ende, doch folgte das

preußische Heer den Fliehenden noch bei der folgenden Dämmerung bis auf die Höhe von Obschütz, auf der es die Nacht verbrachte.

Von dem gesamten preußischen Fußvolk waren nur etwa 7 Bataillone des äußersten linken Flügels im Feuer gewesen, und nur die beiden äußersten hatten 12–15 Patronen verschossen. Es war preußischerseits ein wenig blutiger Sieg. An Toten beklagte man nur 3 Offiziere und 162 Soldaten, verwundet waren 20 Offiziere und 356 Mann. Prinz Heinrich und die Generale Seydlitz und Meinecke waren unter diesen. Der Feind hinterließ 600–700 Tote und hatte über 2000 Verwundete. Die Zahl der Gefangenen betrug 5000 Mann, wovon 8 Generäle und 300 Offiziere. Die Beute an Material war beträchtlich: «67 Geschütze, 15 Standarten, 7 Fahnen, zwey Paar Paucken und vieles Gepäck und sonstiges Heeresgerät», wird gemeldet.

Am Vormittag des folgenden Tages brach das preußische Heer von Obschütz auf nach Freiburg (an der Unstrut), fand aber die Brücke über die Unstrut von den Fliehenden zerstört. Es wurde sogleich unterhalb der Stadt eine neue geschlagen, und der König ging mit 11 Bataillonen und 35 Schwadronen zur weiteren Verfolgung des Feindes hinüber. Feldmarschall Keith blieb mit dem Rest der Armee bei Freiburg stehen. Die Verfolgung hatte im Ganzen gesehen keine große Bedeutung mehr, weil die Fliehenden zu rasch waren und sich in alle Winde zerstreuten. Es wurde nur noch geringe Beute gemacht. Die Preußen kehrten daher am 8. November nach der Saale zurück.

Die ganze Schlacht hatte eineinhalb Stunden gedauert – und Friedrich wurde darnach «der Große» genannt. Seine geniale Führung hatte ihm diesen Zunamen eingebracht. Freilich: der Gegner war minderwertig, zum mindesten die Reichstruppen. Als Beispiel dafür diene das Folgende: Sie sollten sich nach der Schlacht in Bamberg sammeln, aber fast alle zogen sich, des Kriegsdienstes müde, in ihre Heimat zurück, und nur diejenigen, die mit Gewalt festgehalten wurden, blieben als geringe Trümmer des Reichsheeres an der fränkischen Grenze stehen (Müller). – Friedrich begab sich nach Leipzig zurück, wohin ihm bis zum 11. November ein Teil des Heeres folgte, mit dem er nach Schlesien zu Hilfe eilen wollte. – Die Reichsarmee wurde nun gemeinhin «Reißausarmee» genannt. Kläglich schrieb Soubise nach der Schlacht: «Unsere Disposition war, wie ich meine, sehr gut, aber der König von Preußen hat uns nicht Zeit gelassen, sie auszuführen. Vor allen Dingen gilt es jetzt, soweit es geht, die Ehre der Nation zu retten und das Unglück auf die Reichstruppen zu schieben.» Und Voltaire, der zweifelhafte Freund und ehemalige Verehrer Friedrichs schrieb an einen Freund so recht ärgerlich: «Jetzt hat er (Friedrich) alles erreicht, was er immer ersehnt hat: den Franzosen zu gefallen, sich über sie lustig zu machen und sie zu

schlagen. . . Die Nachwelt wird staunen, daß ein Kurfürst von Brandenburg nach einer großen Niederlage gegen die Österreicher, nach dem völligen Ruin seiner Bundesgenossen, in Preußen durch 10 000 siegreiche Russen verfolgt, von zwei französischen Heeren bedrängt, die gleichzeitig auf ihn einfallen können, es fertig gebracht hat, allen zu widerstehen, seine Eroberungen zu behaupten und eine der denkwürdigsten Schlachten dieses Jahrhunderts zu gewinnen. . . Für die Franzosen im Ausland ist gegenwärtig keine gute Zeit. Man lacht uns ins Gesicht, als wären wir die Adjutanten des Herrn von Soubise gewesen.»

Literatur

Ludwig Reiners «Friedrich» (Beck, München, 1952).

Stuhr: «Forschungen über den Siebenjährigen Krieg» (Auszüge).

Huschberg: «Geschichte des Siebenjährigen Krieges» (Auszüge).

«Geschichte der Reichsexekutionsarmee aus Briefen, die ein preußischer grüner Husare einem Reichsoffizier abgenommen, und der Herausgeber mit Anmerkungen vermehrenlassen» (gedruckt ohnweit Roßbach, 1757).

Adolf Müller: Jubelschrift zur Schlacht bei Roßbach (Berlin, 1857).

Aus ausländischer Militärliteratur

Organisierte Tarnung

Nach General Rocco Silvestro («Rivista Militare») soll im modernen Verteidigungskrieg jede Planung von Angriff und Verteidigung auch einen *Tarnungs- und Täuschungsplan* umfassen, ja letzterer sollte sogar der gesamten Disposition zugrunde gelegt werden, weil bei einem solchen Vorgehen das für jeden Kampf anzustrebende Moment der Überraschung am sichersten gewährleistet werden kann.

Tarnung und Täuschung entspricht wohl einem Urinstinkt jeder Kreatur. Man darf sie aber nicht dem Einzelkämpfer anheimstellen, da sie erst organisiert zur vollen Wirkung gelangt. Das frühzeitige Erkennen einer Täuschung durch den Gegner erfolgt meistens dann, wenn einzelne Handlungen nicht der Gesamtplanung konform sind.

Die Ausbildung in Tarnung und Täuschung muß durch Fachleute erfolgen. Für die Anwendung im Krieg müssen spezielle Stabsoffiziere beauftragt werden. Im Atomkriegszeitalter dürfte die organisierte Tarnung strategische Bedeutung erhalten.

gw